

Die Berge brennen!

Als Feuerkämpfer in Kalifornien

San Bernardino, im August.

Der Tag begann, wie jeder Tag hier anfangt: Mit Sonne, Duft und Autohupen vor unserem Haus. Dann fuhren wir über Hollywood davon.

Am Fuße der San Bernardino Mountains lag eine mexikanische Siedlung, in deren staubiger Straße wir ein altnordisches Wägelchen mit zwei riesigen Rädern und einem Maultier mit gekrümmtem Saumzeug davor, sahen. Hier zweigte die Straße nach dem Big Bear Lake — dem großen Baeren See — ab.

Kurz, nachdem wir die erste Serpentine hinter uns hatten, wurden wir von einigen Patrolmännern des United States Forest Service aufgehalten, die hier im Camp lagen. Ob wir das erste Mal nach Bear Lake führen, fragte uns der Offizier.

„Ja wohl.“

„Dann bitte seid besonders vorsichtig in der Handhabung von Feuer! Vernichtet jeden Funken! Raucht nicht in den Bergen, nur in den Camps. Entzündet nur an den hierzu bezeichneten Stellen Lagerfeuer! Und wenn ihr jemanden seht, der sich gegen diese Regeln vergeht, dann alarmiert sofort den nächsten Posten! Sonst wird in Zukunft kein Wald mehr in Kalifornien sein...“

Aus den Canyons, mit Buschwerk und Wildblumen überdeckt, bedekten gigantische Felsbrüche, ragten zergaunzte Finnen, aus denen sich hier und dort ein Raubvogel niederließ. Immer höher ging es, 4000 Fuß... 5000 Fuß. Silberner Nebel deckte die Ebene und ließ die einzelnen Orte nicht erkennen. Die erregende Gewaltigkeit der Berge und Klüfte wurde dadurch ins Nebennatürliche gesteigert. Man hatte das Gefühl, sich in einer Melancholie zu befinden und wäre gar nicht überrascht gewesen, plötzlich ein vorhistorisches Tier über die neuzeitliche Straße trotten zu sehen. Aber nichts deraartiges geschah und ich machte aus meiner Enttäuschung kein Gebl.

Auf dem Plateau angekommen, stoppten wir. „Was ist los? Kein Benzin?“

„Look!“ Mein Freund wies nach Norden. Ueber dem Wald lastete eine fahlgraue Wolke.

„Schlechtes Wetter im Anzug?“

„Und oh! Das ist ein Waldbrand. Ich glaube, es ist besser, wir kehren um.“

„Unsinn, jetzt sind wir oben, jetzt fahren wir weiter. Vielleicht ist das Feuer — wenn es überhaupt eines ist — abseits der Straße. Und am See kann uns nichts passieren...“

„Ich fürchte nur, wir kommen nicht mehr durch“, warnte Jack.

„Versuchen wirs! Umkehren können wir noch immer.“

In scharfem Tempo ging es nordwärts. Aber die Rauchfahne wuchs vor unseren Augen und breitete einen häßlichen Schleier vor die Sonne. Es wurde uns unbehaglich. Bei der nächsten Wegbiegung kam uns ein voll-

belegtes Auto entgegen. Schon von weitem sahen wir schredvergerete Gesichter.

„Die Canyons brennen! Das Feuer hat schon die Gipfel erreicht! Es greift rasend um sich! Die Straße zum See ist unpassierbar!“ so riefen sie durcheinander und sausten in halbsprecherischer Fahrt an uns vorbei. Wir wendeten wortlos das Auto.

Der Waldbrand

Plötzlich fühlten wir, wie wir blaß wurden: Auch im Süden zogen unbekennbare Rauchfahnen gegen Himmel... .

Eine riesige hellrote Flamme zuckte über den Bergrücken — genau dort, wo unsere Straße hindurchführte.

„Wir sind eingekreist“, murmelte Jack. Wir besahen uns die Karte. Ein Durchbruch mußte versucht werden, oder wir kamen hier elendiglich um. Eines war uns klar: Das Auto mußten wir in Stich lassen. Es wäre sofort explodiert. Wir sondierten das Terrain, fanden einen Abstieg. Es wurde eine Kletterei auf Leben und Tod, das wußten wir.

Einige Kleinigkeiten, die uns nicht hinderlich sein würden, nahmen wir an uns. Einen Blick noch auf die Habe und die in Ehren verbeulte Car warfen wir zurück. Ich zitierte Schillers „Glocke“, Jack jedoch meinte, etwas weniger poetisch: „Und vorige Woche habe ich die letzte Rate bezahlt!“ Dann begannen wir den Abstieg.

Ueberraschend schnell kamen wir vorwärts. Wir rutschten nämlich fester, als wir kletterten und ich geteibe, daß ich ein ziemlich nervöses Zittern in den Knien spürte. Ging es besonders steil hinab, zog ich es vor, mich nicht umzubilden. Einmal, als ich mit der linken Hand einen Griff suchte und mich eben über eine Felsenplatte freute, fuhr mir ein heißer Strahl durch den Körper, ich riß die Hand zurück und stieß einen unartikulierten Schrei aus: Auf dem Stein ringelte sich ein scheußliches Etwas, stellte sich auf — ein leises Klappern ertönte, das mir das Blut gerinnen machte — beinahe hätte ich eine Rattlsnake statt einer Wurzel angefaßt!

Durch die Erschütterung riß der Busch, an dem ich mich hielt, los und ich glitt über Sand und Steine in die Tiefe. Wie durch ein Wunder landete ich in der Gabel eines verwurzelten Baumes.

„Was hast du dir gebrochen?“ rief Jack besorgt von oben.

„Hoffentlich nichts“, schrie ich zurück und bewegte ängstlich jedes Glied. Einige arge Abschürfungen ausgenommen, war alles intakt. Ein Glück, daß ich nicht in den Sturz fiel, sagte ich zu mir selbst und wich respektvoll den stahlharten, langen Stacheln neben mir aus.

„Wir müssen weiter!“, keuchte Jack. „Der Wind hat sich gedreht!“

Der furchende Sturm trieb die Rauchwand geradebeß auf uns zu. Zutweilen züngelte eine haushohe Flamme in ihr hoch. Der Rauch reizte uns zu andauerndem schmerzhaftem Husten. Wir banden uns die Taschentücher vor den Mund. Wie beneideten wir die Vögel über uns, die scharenteufel flohen. Manchmal hegte auch ein Rudel Rehe mit halbsprecherischen Sprüngen über schmale Wege und gefährliche Schrümpfe.

„Wenn wir die Wiese da unten erreichen, kommen wir auf die Hauptstraße und hinaus aus dem Ofen“, frohlockte Jack.

Einige Minuten später schauten wir uns nur stumm an. Zu unseren Füßen gähnte eine zwanzig Meter tiefe Wand. Wie kamen wir da hinunter? An ein Springen war nicht zu denken. Unten lagen scharfe Steine. Jack zog Kopf und Hemd aus — riß beide mitteln entzwei. Ich fürchtete er sei wahnsinnig geworden. Dann aber sah ich wie er die Teile gleich einem Strick zusammendrehte und aneinanderknüpfte. Dennoch langte es nicht. So tat ich daselbe. Schließlich lösten wir unsere Ledergürtel, schnallten sie fest und befestigten ein Ende an einem starken Baumstrunk. Es reichte bis zur Hälfte der Wand.

„Wir müssen es wagen.“ Schnell ließ sich mein Freund — um das fragwürdige Geslecht nicht allzu lang einer Belästigung anzusehen — in die Tiefe. Als ich ihn so baumeln sah, wurde mir ziemlich mulmig zumute.

„Vorsicht!“ brüllte ich, aber da hatte er schon das Seil losgelassen und kletterte langsam einige Meter tiefer, bis er den Sprung wagen konnte. Er glückte. Ich folgte und Hemd, Röde und Gürtel ihrem gewissen Schicksal überlassend, bahnten wir uns einen Weg. Das Buschwerk reichte uns bis an die Hüfte.

In rasender Eile kam die feurige Wand näher. Nun war sie höchstens 150 Schritte von uns entfernt. Springend, gleitend und auf allen Vieren kletternd erreichten wir einen „Fire-break“ (Gohlwege, die vom kalifornischen Waldschutz quer über Berge und Hügel angelegt werden, um Waldbränden eine natürliche Grenze zu setzen). Nach einer halbsprecherischen Klucht stießen wir auf die erste Patrouille, die mit tragbaren Pumpen ausgerüstet, einen verzweifelten Kampf gegen das Feuer führte.

Der Kampf gegen das Feuer

Es waren CCC Arbeiter oder mit ihrem vollen Titel: Civilian Conservation Corps. Worts, die auf die Alarmnachrichten hin zu Hunderten aus dem nächsten Camp herbeigezogen worden waren. (Das CCC ist ein Teil des amerikanischen Arbeitsdienstes und leistet im Rahmen der staatlichen Erwerbslosenfürsorge wertvolle Aufbaubarbeit.)

Neuer uns surrten Flieger, die im Antrage des County Fire Departements jede Phase des leider ungleichen Kampfes verfolgten und durch

Radiomeldungen eine schnelle Orientierung ermöglichen.

Im Lager trafen stets neue freiwillige Helfer, junge und alte, ein. Farmer, Soldaten, Angehörige des Forst Service. Der Brand hatte ungeheures Ausmaß angenommen. Durch die monatelange Trockenperiode gingen Bäume, Buschwerk, Gras und Hüften wie explosiver Zunder in den Flammen auf.

Man labte uns mit etwas Kognal und hinterher tranken wir noch Unmengen Wasser, so ausgetrocknet und verbrannt waren unsere Kehlen. Aber nach zwanzig Minuten meldeten wir uns zur Ablöse. Mit Kerosenpumpen, aus den Werkzeughäusern der Umgebung herbeigeschafft, Rauchbrillen und Rauchschutzapparaten ausgerüstet, stiegen wir wieder mit 300 anderen die steilen Hänge hinan. Kühn und sonnengebräunt blickten die jungen Burschen, abenteuerlich sahen die Neger aus, deren grelle Halsstücke — rot, blau und gelb — zu dem dunklen Glanz ihrer Haut kontrastierten. Sie waren alle barfuß.

Mein Herz klopfte, meine Schläfen hämmerten. Tief schöpfte ich Luft, aber die brachte keine Erquickung, denn die Hitze versengte die Lungen. Langsam und zielbewußt sah ich die anderen vortwärtsbringen, ihre Schläuche gegen die Feuerwand richtend — und ich folgte ihnen, Jaak an meiner Seite. Mit einem Mal erinnerte ich mich an die spannenden Abenteuerbücher meiner Schuljahre, in denen ich so oft mit leisem Gruseln von „Präriebränden“ las — da mußte ich unwillkürlich lächeln.

Schauriger Lärm erfüllte die Luft, Prasseln, Knattern und Bischen, wie in Dantes Inferno. (Zumindest paßte es dort hinein.) Die Lippen sprangen auf, Blut rann aus der Nase, die Augen schmerzten, daß die Tränen über die Wangen liefen. Stumm folgten wir den Anweisungen des Offiziers vor uns. Da brüllte er: „Achtung! Zurück!“ und sprang zur Seite. Automatisch taten wir dasselbe. Es war interessant, wie der Instinkt erwachte. Ein brennender Baum sauste gleich einer riesigen Fadel an uns vorbei den Abhang hinunter, eine rauchende Unglücksspur der Vernichtung ziehend.

Der Vormarsch stockte. Ein dreißig Meter hoher Flammenwald wehte vor dem Wind auf uns zu, gegen den Pumpen und Spritzen nur ein Kinderspielzeug und nutzlos waren. Wir mußten weichen — nein, wir mußten fliehen!

Langsamer Vormarsch

Spät lehrten wir ins Lager zurück, doch der Himmel glühte in schauriger Rote von dem gigantischen Feuerwerk der Natur. Wundervoll sahen die Flammen gegen den dunklen Himmel aus. Ja, ich dachte an die Schönheit, während Gefahr und Tod um uns prasselte. Auch Tod. Denn nicht nur Tiere kamen um, auch eine Abteilung Feuerkämpfer war, einige Meilen von uns, von den Flammen eingeschlossen worden und konnten trotz heldenhaftester Bemühungen der Kameraden nicht gerettet werden — so erfuhren wir von unserem Radiomann. Er botte barhäuptig vor seinem transportablen Apparat, und der Ton seiner Stimme, die die Unglücksmeldungen weitergab und wiederholte, klang aufwühlend in seiner pflichtgemäßen Sachlichkeit. Der ganze Höhenzug von San Bernardino bis Glendale stand in Flammen. Fast dreihundert Meilen betrug die Kampffront.

Gegen Mitternacht rollte eine Windmaschine an und wurde sofort in Aktion gesetzt. Sie fuhr nahe an das Feuer und schleuderte dicke Mengen Sand in die Flammen, um sie zu erlöten. Der Erfolg war relativ gering. Es

Die Schrämmaschine

Ich schlag, was achtzig Hauer schlagen,
wenn ich den Herren diene.
Ich schrämme nur, stell keine Fragen.
Ich habe keine achtzig Wagen.
Ich bin die Schrämmaschine.

Ich lebe von gepreßter Luft,
wer könnte sonst so leben.
Ich denke nicht an Bratenodfen.
Ich schrämm in meiner Kohlenkrust,
solange sie Luft nur geben.

Was ist der Mensch noch neben mir —
ein unbequemer Fresser.
Ich bin ein treues Arbeitstier.
Wie achtzig Männer schrämm ich hier
und billiger ist besser.

Ich schlag aus Stein und Grubennacht
das schlafend, wartend Feuer.
Dem, der die Kraft zur Flamme macht,
dem Herren über Raub und Schacht
dem dien ich Ungeheuer.

Es dient, das eisenblanke Tier,
fragt nicht warum und wem.
Fragt ihr euch nicht, wozu, wofür?
Ihr Achtzig, könnt nicht eink auf ihr,
vor Raub und Schacht als Herren stehen?

Kurt Döbereiner.

gelang uns eigentlich, nur ein Umsichgreifen der Gefahr gegen den Lagerplatz zu verhindern.

Zelte wurden aufgestellt. Feldküchen hatten ein ausgiebiges Essen für die Hungerigen vorbereitet. Ein Napf, ein Rüssel — und in langer Reihe zogen die wilden Gestalten mit rauchgeschwärzten Gesichtern an den dampfenden Kesseln vorbei. Der Koch, ein dicker, fettglänzender Neger, schüttete jedem das Geschirr mit grünen Erbsen, Kartoffeln und gelben Rüben voll, warf ein Stück Hammelfleisch oben drauf und eine Scheibe Brot. An einer anderen Stelle gab es eisgekühltes Sodawasser und schwarzen Kaffee. Schon lange nicht hatte mir das Abendessen so gut geschmeckt, wie dieses.

Wir lagen auf Decken oder auf der nackten Erde. Die Sterne drangen nicht durch die Wut des Himmels. Schreie schrillten durch die Nacht. Rufe und Motogeratter. Die Flieger gaben Leuchtsignale. Dazwischen die monotone Stimme des Telegraphisten.

„Wenn ich nur die letzte Nate nicht bezahlt hätte“, hörte ich Jaak noch sagen. Dann schlief ich ein. Als mich jemand aus dem unruhigen Traum weckte, hatte ich das Gefühl, fünf Minuten geschlafen zu haben. Statt dessen waren es fünf Stunden gewesen. Der Tag brach an.

In der Zwischenzeit hatte unser Lager eine wertvolle Bereicherung erfahren. Eine Abteilung des California Forestry Medical Corps fand Arbeit in Ueberflus. Ärzte und Pflegerinnen — unter ihnen sehr hübsche — (ein bisher viel zu wenig beachtetes psychologisch wichtiges Moment in der allgemeinen Medizin) bemühten sich um jene, die Brandwunden verschiedenster Grade, Rauchvergiftungen und andere Verletzungen erlitten. Viele junge Burschen waren vor Erschöpfung zusammengebrochen.

Der Mann am Radio meldete: Linie Hauptst. Feuer unter Kontrolle.

Der Kommandant Captain Spence Turner fragte: „Wie groß ist die Feuerfront und wieviel Leute sind in Aktion?“

Der Radiomann antwortete: „Die letzten Nachrichten melden dreitausend Leute im Kampf gegen einen 800 Kilometer langen, fast zusammenhängenden Feuerwall. Die Arbeit wird unermüdlich fortgesetzt. Kerferven sind im Anzuge.“ Er stockte. Man sah, daß er eine Nachricht empfing.

„Aun?“ fragte ungeduldig der Captain.

„Das Feuer ist zehn Meilen von hier, südöstlich, neu aufgeflammt und hat eine Ranch eingekreist. Die Bewohner sind in höchster Gefahr. Bitten um Hilfe. Posten C 3 ist zu

schwach. Ob wir Leute entbehren können. Es ist dringend.“

Die Ranch im Feuer

Der Kommandant ließ die Kompanie antreten. Es geht sportlich, aber ohne Drill zu. Er erklärte kurz die Sachlage.

„Es ist ein schwerer Job. Ich kann nur ausgeruhete Leute brauchen. Wer meldet sich freiwillig?“

Jeder hob die Hand. Er wählte fünfzig. Jaak und ich waren darunter. Auf einem Lastwagen rumpelten wir davon, von den Wünschen der Zurückbleibenden begleitet.

Am Fuß des Berges warteten hunderte von Menschen. Zuschauer, Müßige, Neugierige, Touristen, die von der Polizeifette am Betreten des Canhons gehindert wurden und jubelten uns zu. Aber man bemerkte auch viele traurige Gesichter unter ihnen, Frauen und Männer, die über Nacht zu Bettlern geworden waren. Sie blickten mit ohnmächtigem Haß in die vernichtende Wut hoch oben und schienen es nicht zu verstehen, daß die Natur die Arbeit von vielen mühseligen Menschenjahren mit einem einzigen heißen Atemzuge vernichtete . . .

Wir bogen in ein anderes Canhon ein. Steile Serpentin führten uns zum Camp, dessen Befabung uns bereits erwartete. Die Männer zeigten Spuren äußerster Ermüdung. Viele lagen auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen und nur ihr stoßweiser Atem zeugte dafür, daß sie nicht tot waren.

Man erklärte uns die Lage der Ranch. Eine ausgetrocknete Rinne, in der während der Regenzeit das Wasser zu Tal brauste, war unter Weg. Nun lag sie mit Steinen angefüllt. Mit Eidechsen und Schlangen. Aber keiner beachtete sie angesichts der größeren Gefahr. Höchstens, daß man gelegentlich mit dem kurzen, scharfen Spaten nach ihnen schlug. Es war heuwendenswert, wie schnell die Ausrüstung zur Stelle geschafft wurde. Stets auf einen Ausbruch eines solchen Elementarereignisses gefaßt, legte der Staat ein 600 Kilometer langes Telephonekabel über die Berge, errichtete Feuertürme (Aussichtswarten) und gerodete Pfade — und dennoch übertrafste immer wieder ein himmeltragender Brand sowohl Rancher als Soldaten.

Die Steinrinne führte mitten durch die Flammenmauer hindurch. Da die Spitzen der Flammen keinen Weg über den Sand fanden, so reichten sie sich oben die Hände, als wollten sie ihre Kraft der Zerstörung vereinen.

Kriechend drangen wir durch das schaurige Tor und erreichten eine Hochebene, die vom

Feuer noch beschont geblieben. Doch der Kreis fraß sich wütend weiter und zog sich unerbittlich enger, wie um den Hals eines Verurteilten. In einer halben Stunde langten wir auf der Ranch an. Der Besitzer, ein rothbartiger „Westerner“ und seine Leute arbeiteten fieberhaft an einem Graben, den sie um das Gebäude herum auszuheben trachteten — aber ihre Kräfte reichten nicht aus, wiewohl die junge Frau des Sohnes mitvoll mithalf. Unser Kommen gab allen neue Hoffnung. Ein Freundschaftsbegrüßte uns.

Doch die Freude verwandelte sich in einem Aufschrei des Schreckens — donnerähnliches Stampfen ertönte, mit fürchterlichem Brüllen trampelte eine Herde Büffel in Todesangst die Bäume nieder und raste direkt in die Flammen. Alle gingen zugrunde. . .

Doch zum Nachdenken blieb keine Zeit Sandsprien und Haden gingen ans Werk, Schaufeln stießen in die harte Erde — es war ein Wettlaufen mit dem feurigen Tod.

Rauchschwaden verüllten die Sonne, wir arbeiteten wie in einem Nebel. Bad-fires wurden von uns entfacht, um dem drohenden Flammenmeer die Nahrung zu entziehen. Nach vielstündigem Kampf ging die Wiedung zurück: Feuer im Verlöschen. Rauch gerettet. Kein Verlust aufzuweisen. Schicht Ablöse. . .

Noch einen Tag und eine Nacht blieben wir als „freiwillige Feuerkämpfer“ im Hauptquartier, bereit, jedem Alarm zu folgen. Bis die Gefahr vorüber zu sein schien. Und als wir in einem Lastwagen heimfuhren, mit zerfetzten Hemden, ärarischen Hemden, verwildert und die Schreden der ausgestandenen Erlebnisse in den Gliedern, da waren wir mächtig stolz. Und Jack brummte: „Na, bist du mit deinem Abenteuer zufrieden —?“

Wir lachten. Auf den Wegen lagen verendete Füchse, Coyoten, Eichhörnchen und Dufende von Raccoons.

„Ihr wart brav, Jungens“, sagte der Captain. Wir grienten.

„Dat das Feuer großen Sachschaden angerichtet, Captain?“

Er runzelte die Stirn: „Wette, um ach Millionen Dollar sind zerstört. 800.000 fruchtbare acres sind zur Wüste geworden. Das Aufsortieren wird ein Vermögen kosten.“

„Was soll gepflanzt werden? Wieder Bäume — Bündelstoff für künftige Brände?“

„In der botanischen Versuchstation in San Francisco hat man enorme Erfolge mit Feuerwiderstandsfähigen Pflanzen erzielt, deren Wassergehalt so groß ist, daß sie unbrennbar sind. Auch Hafer und Gerste und Senfgetwächse haben sich glänzend bewährt. Freilich, vollkommen wird man die Gefahr der Feuerbrünste hier wohl nie bannen können. Darum heißt es auf der Hut sein.“

Beim Camp stieg er aus. Er schüttelte jedem die Hand. Wir riefen: „Bye, bye!“ und „So long, Captn!“ und rollten von dannen.

Vom Himmel strahlte die berühmte kalifornische, vielbesungene Sonne, die den Leuchtenden Orangen am Wege jene welige schätze, wunderbare Süße gibt.

Hanns Leo Reich.

Gummiglas

Sonderbare und besondere Gläser

Im August dieses Jahres, also in der Jahreszeit, in der früher die phantastischen Seeflangengeschichten in den Redaktionsstuben ausgebrütet wurden, ließ sich eine hiesige Tageszeitung aus America eine höchst sonderbare

Erfindung melden. Ein Ingenieur in Philadelphia hätte ein Verfahren gefunden, Metallplatten so dünn zu schleifen, daß sie durchsichtig wie Glas wurden. Gegenüber Glas sollten diese Metallplatten aber den Vorzug haben, elastisch zu sein und nicht zu splintern. „Wider Erwarten“ könnten diese Fensterplatten auch einen starken Druck aushalten, ohne zu zersplintern. Man könnte also sehr gut Fenster daraus herstellen. Der Nachteil läge allein nur noch an den hohen Kosten der Fabrication.

Trotz der ausführlichen Schilderung ist diese sonderbare Erfindung auf den ersten Blick als ein Phantasieprodukt sehr heißer Tage zu erkennen. Es ist eine alte Laßsage, daß man gewisse Metalle mit sehr feinem Gefüge in so dünnen Schichten herstellen kann, daß sie durchscheinend werden. Zum Beispiel läßt genügend dünnes Gold das Tageslicht grün durchscheinen. Es kann allerdings nie durch schleifen, sondern nur durch hämmern und elektrochemische Methoden so dünn hergestellt werden. Aber nun die Hauptsache. Diese Schichten müssen so dünn gemacht werden, daß sie schon der Hauch aus einem Munde zerstören kann. Es wäre also dann schon besser, gleich wieder Tierhäute, wie unsere Vorfahren aus grauer Vorzeit, in die Fensteröffnungen zu spannen.

Die Idee, die Eigenschaften von Metall und Glas zu vereinigen, ist sehr alt. Alte Chroniken erzählen von Glasfäden, die auf den Boden geworfen, sich nur verbogen, als wären sie aus Gold und nicht aus dem durchsichtigen Glas. Leider können diese alten Sagen ihren Wahrheitsgehalt durch kein einziges Belegstück beweisen. Auch der modernsten Glaschemie ist es nicht gelungen, ein solches Glas wirklich herzustellen.

Ein Kompromiß wurde auf diesem Gebiete bei der Herstellung der Sicherheitsgläser geschaffen. Für den Automobilbau, für Flugzeugbau und als kugelsichere Gläser für die Armee werden sie in verschiedenen Stärken hergestellt. Glasplatten werden hier mit aus Agesthullulose bestehenden Zellonplatten in mehreren Schichten aufeinander gekittet. Fügt man auf diese Weise drei Glasplatten und zwei Zellonzwischenlagen aneinander, so erhält man ein kugelsicheres Glas, das auch von den Stahlmantelgeschossen einer Selbstladepistole vom Kaliber 6.85 nicht mehr durchschlagen wird. Für die Armee werden natürlich noch stärkere Platten hergestellt.

Diese Kombination aus Glas und Zellon ist natürlich nur ein Nothelfer, weil es eben nicht gelingen will, ein Glas mit der Zähigkeit von Metall herzustellen. Als Ersatz hat dieses Verbundglas dann auch seine Nachteile. Es beginnt mit der Zeit weniger durchsichtig zu werden, zu vergilben und es entstehen Schichtenzeichnungen. Deshalb ist man noch immer eifrig beschäftigt, das wirklich ideale Glas für diesen Zweck zu finden.

Ein solches Spezialglas, für das man allerdings das Wort unzerbrechlich immer noch in Anführungszeichen setzen muß, war das amerikanische Pyrex-Glas. Dieses Spezialglas bestand aus einundachtzig Prozent Kieselsäure und zwölf Prozent Boräure. Neuerdings hat man in der Technologie ein besonders hochelastisches Glas erzeugt. Durch eine Wärmebehandlung erreicht man die achtsfache Elastizität normalen Glases. Man hat deshalb dieses neue, durch das Temperaturverfahren erzeugte Glas, Gummi-glas genannt.

R. D.

Der Gottmensch von Japan

C. C. „Verglichen mit dem Kaiser von Japan sind die europäischen Diktatoren nichts anderes als Strohpygmen — Despoten.“ Mit diesen Worten leitet Shyne Greenbie einen Aufsatz im „American Mercury“ ein, der den außerhalb Japan Lebenden erst einen Begriff von der absolut unbegrenzten Macht dieses von der herrschenden Kaste zum Gottmenschlichen Erhabenen gibt, den heute 200 Millionen Menschen wie die Allmacht selbst anbeten.

Der Glaube an ihn als an einen Gott wird vom Kindergartenalter an vermittelt. Schon die Allerkleinsten fühlen, daß unter ihnen der Geist des Himmels tatsächlich in der Gestalt des Gott-Kaisers wohnt und daß die Widerpenstigen eine Strafe empfangen, die plötzlich und eindrucksvoll ist. Der Gott-Kaiser führt den Titel: Tenno, was König des Himmels heißt. „Nur wer unter dem Glanz der Tenno-Verehrung gelebt hat, kann diese Macht verstehen.“ Für dieses Symbol baut auch die gegenwärtige Regierung in den Seelen blinde, fanatische, stürmische Bewunderung auf, mit allen Mitteln moderner Propaganda und der Bestrafung arbeitend.“ So leitet Greenbie eine Reihe von Beispielen ein, mit denen er seine Behauptung belegt.

Zeitungen, so erzählt er, die die Worte „Kaiserlicher Haushalt“ nicht mit großen Anfangsbuchstaben drucken, werden unterdrückt. Wo immer der Kaiser erscheint, darf kein Mensch, auch nicht das Bild eines Menschen über ihm sichtbar werden; fährt er im Auto, so müssen in den Häusern alle Fenster verhängt werden, nicht ein Mensch darf auf dem Balkon

oder Dach stehen oder unter der Tür stehen; die Arbeiter müssen von den Wauergeräten herab; auch die Fenster der Straßenbahnwagen müssen verhängt werden. Um zu demonstrieren, erlebte einmal ein Steiger einen Schornstein und er war durch nichts zu bewegen, herab unterzukommen, bis ihm zugerufen wurde, der Kaiser komme vorbei.

Andere Herrscher lassen ihr Bild auf Münzen und Briefmarken geben. Der oberste Herr der Shintoreligion ist zu heilig, auf daß auch nur sein Bild von den Fingern der Massen berührt werden könnte. Das Bild des Kaisers darf auch nicht aufgestellt werden, auf daß es nicht öffentlich angefaßt werde. In den Schulen ist es streng unter Schloß und Niegel und überdies unter einem Samtorkang. Nur bei besonderen Gelegenheiten wird es enthüllt. Dann heugen sich alle vor dem Bild. Einmal konnte sich ein Japaner nicht mehr aus einem brennenden Gebäude retten. Er schnitt sich den Bauch auf und schob das Kaiserbild in die Wunde. So wurde er tot aufgefunden. Das Bild war in seinem rauchgeschwärzten Körper verhältnismäßig unberührt. Es war für die Japaner höchster Patriotismus.

Ein Weihenwarter verzögerte den Tod des Kaisers um zwei Minuten. Er beging Harakiri, Selbstmord durch Bauchaufschneiden. So auch der kaiserliche Chauffeur, dem ein Andreifen plakte. Der Name des Kaisers ist so heilig, daß er nicht allgemein bekannt ist. So konnte es geschehen, daß ein japanischer Major seinen Sohn nichtahnend Yoshikito nannte. Es wurde bekannt, daß er für seinen Sohn den



Wenn der Herr Baron angelt

Namen des Kaisers gewählt hatte. Zur Sühne für: er sich selbst. Als der gegenwärtige Kaiser als Kronprinz dem Bringen von Bales einen Gegenbruch machte, begingen diese in dem Verbrechen Selbstmord, daß solches Opfer den Kronprinzen heil zurückbringen möge.

Diese heilige Person lebt in dem Chihodapalast in Tokio hinter drei Burggräben und Mauern, bewacht von einem Regiment Soldaten. Dem Herkommen nach ist der innere Hof ein Welt von Frauen. Hunderte von ihnen, Hofdamen, Gattinnen des Kaisers, Konkubinen, obgleich 1889 in Japan die Ehefrau dekretiert wurde. Diese Frauen müssen sich täglich feierlicher Reinigung unterziehen. Berühren sie nachher gedankenlos ihre eigenen Beine, dann müssen sie sich nochmals reinigen. Sie gleiten zwischen den Schiebetüren aus Papier lautlos dahin, über den weichgepolsterten Boden, in Seidenkleidern, Knie und Hände von seidnen Knien und Handschuhen verhüllt. Es steht ihnen aller Luxus und moderner Komfort zur Verfügung: Wachen, Staatskanzleien, Telegraph und Postämter, Kraft- und Wasserwerke. Eine Stadt für sich.

Das Leben dieses Gott-Kaisers ist peinlich eingeschränkt. Wenn es einem Handwerker schon nicht erlaubt ist, die heiligen Mauern zu berühren, um wie viel heiliger ist erst die Person des Kaisers selbst. Hat er Fieber, dann hat der Arzt seine liebe Not. Er darf nicht seinen Puls fühlen und kein Thermometer anlegen, außer er hat seidne Handschuhe an. Und erst der Schneider! Er muß nach dem Augenmaß arbeiten. Die Kaiserin hatte einen Wagenunfall. Ein Arbeiter sprang zur Hilfe herbei und berührte dabei unversehens die Hand der Kaiserin. Er wurde ins Gefängnis geschickt.

Nach dem Gesetz gehört ganz Japan dem Kaiser, aber er ist über diesen theoretischen Reichtum hinaus auch kein ganz armer Mann. Er besitzt Land, Gebäude, Vieh, Geräte im Wert von 365 Millionen Dollar, Bank-, Hotel- und Schiffahrtaktien um weitere 150.000.000. Die Regierung ist nicht dem Parlament, nur dem Kaiser verantwortlich, die Soldaten gehen nicht für das Land, sie gehen für den Kaiser in den Tod... Und diese ganze fanatische Macht ist erst 60 Jahre alt. Sie wurde erfunden, um Wirren im Lande zu enden. Die

schon vergessene Shintoreligion wurde neubelebt und löffeltweise dem Volk eingegeben. Heute gebietet der Gott-Kaiser über zwei Millionen Seelen. Durch 250 Jahre vorher war Shinto vergessen. Vierhundert Jahre zurück blieb der Leib eines verstorbenen Kaisers 40 Tage unberührt, weil kein Geld fürs Begräbnis da war... Und auch die Macht von heute wird den Gipfel überschreiten.

Humor

„Wenn ich auf der Straße einem Wäsgar begegne, gehe ich immer auf der anderen Seite der Straße!“
„Ist das nicht recht ermüdend, immer so im Bid-Bad zu gehen?“

Portier: „Bitte, Füße reinigen!“
Postbote: „Nachher, wenn ich wieder 'rauskomme' — ich hab 'n Eilbrief!“

„Was stiften wir als Trostpreis bei dem Wettbewerf?“

„Ich schlage vor, 'ne Flasche Kognak! Damit tröstet es sich am besten!“

„Ich glaube, eine Menge Frauen werden unglücklich sein, wenn ich heirate.“
„Wieviel Frauen heiratetst du denn?“

Janos geht in ein Konzert. „Eine Karte zum halben Preis.“
„Warum?“
„Ich bin auf einem Ohr taub.“

Flüsterwitz

Ruffolini muß einmal wegen einer Autopanue in einem Dorf übernachten und geht aus Langeweile infognito ins Kino. Bei der Wogenschau erscheint er auf der Leinwand. Das Publikum bricht in Beifall aus. Besonders Ruffolinis Nachbar ist außer sich vor Begeisterung. Er steht auf, schwenkt seine Arme, schreit, so laut er kann. Plötzlich beugt er sich zu Ruffolini, der sitzen geblieben ist und flüstert ihm zu:

„Ich denke ja genau wie Sie. Aber es ist wirklich rätslicher, wenn man Beifall raft.“

Drei Tiere: eine Kuh, ein Hund und ein Esel beschließen, aus der Schweiz auszuwandern und ins Dritte Reich zu gehen.

Schon nach einem Tage kommt die Kuh zurück und sagt: „Ich konnt' es nicht mehr aushalten. Sie haben keine Butter und haben mich unaufhörlich gemolken den ganzen Tag.“

Vierundzwanzig Stunden später kommt auch der Hund wieder: „Das ist kein Land, darin zu leben. Man kann ja nicht mal bellen. Stiller ist der einzige, der das Maul aufstuck darf.“

Nur der Esel kam nicht wieder. Er war vom Propagandaministerium angestellt worden, — man wollte an ihm eine Propagandamethode ausprobieren.

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Tepitz-Schönau.
SCHACHAUFGABE Nr. 297.
Von A. Ellermann, Buenos-Aires.
Schwarz: Kd8, Tb4, Le3, f3, B2, g4. (6)



Weiß: Kh6, Db1, Tg5, Le8, h4, Bb3, d6, d7. (8)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 294: Bc2-c3!
Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Nitsch, Rosa, Trupschitz; Ubert Erich, Klutschkau; Schramm Kurt, Wieterschan; Sturm Heinrich, Brünn; Richter Karl, Pollitz a. E.; Tepper Franz, Karlsbad; König Anton und Steinwitz Hans, Kwitkau; Schöffel Anton, Schönbühl; Dinnebler Emil, Tetschen; Tesaf Franz, Suchel; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Eichler Otto, Drakowa; Habi Erwin, Chimiak Teo, Helfeld Otto, Schindler Robert, Freundl Anton, König Rudolf, Lohmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Strache Karl, Strache Rudolf, Jungmann Karl, Klötzir Rudolf, sämtlich Großpriesen; Hyna Josef, Hostomitz; Havel Franz, Modlan.

Kreismeisterschaft, Endrunde.

Kreismeister 1936 Komotau I.
Am Sonntag, den 30. August, war in Nestersitz „Gasthof Linde“ der Treffpunkt vieler Schachgenossen von nah und fern. Es wurde dort nicht nur eine Massenschachveranstaltung im Rahmen des „Atusfestes“, sondern auch die Endrunde der diesjährigen Kreismeisterschaft ausgetragen. Mehr als 60 „Brettelmenschen“ fanden sich ein, um diesem schönen Geistesport zu huldigen. Leider konnten nicht mehr als 25 Schachgarnituren aufgetrieben werden, so daß viele der Anwesenden gezwungen waren, die interessanten Partien an den einzelnen Brettern zu verfolgen, statt mitzukämpfen. Im Massenschachwettkampf gewann Nestersitz gegen Auswärts an 18 Brettern mit 14:4 Punkten. Von den auswärtigen Genossen waren: 8 aus Kleinpriesen, 4 Großpriesen, 3 Komotau, 2 Krowitz und je einer aus Wistertschan und Sobrusan. Genosse Habi kann mit seinen Arbeit im Elbtal zufrieden sein. Das Hauptinteresse konzentrierte sich jedoch auf das Nebenlokal, wo der Meisterschaftskampf ausgetragen wurde. Obzwar der Sieg der Komotauer Genossen recht überzeugend ausfiel und keines Moment in Frage stand, hatten sie hart zu kämpfen, um das Endergebnis zu erreichen. Beim Stande 4:0 für Komotau erreichte Warnsdorf am 1. Brett seinen einzigen Gewinnpunkt. Nachfolgend die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

Brett	Komotau I.	Warnsdorf
1	Kfenek 0:1	Pilz Anton
2	Flalka 1:0	Warzel
3	Sachs 1:0	Skrbek
4	Schöpka 1:0	Hausner
5	Husar 1:0	Pilz Rudolf
6	Fejfar 1:0	Riedel
7	Thiel 1:0	Felcht
8	Görg 1:1	Renisch

Ergebnis: 6½:1½ Punkte für Komotau I.
Kampfrichter war Genosse Scharoch, Drakowa.

Der Endkampf um die Bundesmeisterschaft wird am 27. September in Komotau „Hotel Meritin“ ausgetragen. Es spielt Komotau I. gegen den Kreismeister des VI. Kreises Altrohau. Es ist ein sehr harter Kampf zu erwarten.